

Hagith Sivan: *Galla Placidia. The last Roman empress*. Oxford: Oxford University Press 2011. X, 224 S., 24 Abb., 3 Karten. £ 17.99. ISBN 978-0-19-537913-6.*

Es ist nicht einfach, bei einer wissenschaftlichen Darstellung einer historisch nicht sonderlich gut überlieferten Thematik eine klare Grenzlinie zwischen dem nötigen Maß an auf der Quellenbasis orientierten Interpretation und zulässigen, aber letztlich spekulativen Vermutungen zu ziehen. Diese Problematik trifft für viele Ereignisse und Epochen zu, und gerade Historiker, die zum fünften nachchristlichen Jahrhundert arbeiten, werden sie kennen. Wie schnell solch eine Darstellung, gerade wenn sie biographischer Natur ist, sich dem historischen Roman annähern kann, zeigen beispielsweise Ferdinand Gregorovius' Studien zur oströmischen Kaiserin Eudocia Augusta, welche freilich in einer anderen Epoche der Geschichtsschreibung entstanden sind.¹

Hagith Sivans Biographie der spätantiken Kaisertochter und -mutter Galla Placidia, Regentin des weströmischen Reiches ab 425 n. Chr., beschreitet innerhalb dieser Parameter einen Sonderweg: In der Einleitung (S. 1–8) legt die Autorin dar, dass sie „keine konventionelle Biographie“ (S. 2) habe schreiben wollen (die vorhandenen Quellen würden eine solche auch reichlich kurz und sehr lückenhaft ausfallen lassen), und so sucht sie nach neuen historiographischen Ausdrucksformen: „How, then, at the dawn of the twenty-first century, can one write of an ancient woman, without repetition, and without transforming the subject into an abstract?“ (S. 2). Sivans auf den ersten Blick innovative Lösung dieses selbstauferlegten Dilemmas ist es, eine Biographie Placidias zu konstruieren, die immer dann, wenn die Quellen zum Thema schweigen, Vergleichsbeispiele anderer spätantiker Frauenleben verwendet. An dieser ambitionierten Vorgehensweise scheitert die Biographie Galla Placidias letztendlich aber: Die Abhandlung bietet weder eine befriedigende Lebensbeschreibung der spätrömischen Aristokratin noch eine universell interpretierbare Geschichte der Frau in der Spätantike (für letzteres ist die Gestalt der Galla Placidia sicherlich zu sehr ein Ausnahmecharakter).

Ähnlich wie in Sivans vor vier Jahren erschienenem Buch zu Palästina in der Spätantike² werden auch hier dem Leser zahlreiche brillante Gedanken der

* Mein herzlicher Dank gilt Prof. Dr. Liz James (University of Sussex) für hilfreiche Anmerkungen und Literaturhinweise in kunsthistorischen Fragen zum Medaillon von Brescia und dem Ashburnham Pentateuch.

1 F. Gregorovius: *Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin*. Leipzig: Brockhaus ²1882. Als gelungenes Beispiel einer Frauenbiographie des fünften Jahrhunderts vgl. C. Angelidi: *Pulcheria: la castità al potere (399–455)*. Mailand 1996.

2 H. Sivan: *Palestine in Late Antiquity*. Oxford 2008.

Autorin zu Einzelaspekten dargeboten, die dann aber nicht zu einem kohärenten Gesamtbild zusammengefügt bzw. oftmals einfach auch nicht zu Ende ausgeführt werden. Der Leser hat vielmehr den Eindruck, die Autorin verliere nach ein paar Seiten das Interesse an der weiteren Ausführung ihrer prinzipiell sehr interessanten Gedanken. Folglich springen die einzelnen Kapitel von Schlaglicht zu Schlaglicht; einen roten Faden oder eine nachvollziehbare Gliederung wird der Leser aber vergeblich suchen. Was man der Autorin hingegen nicht vorwerfen kann, ist, dass sie ihre Leser nicht vor der Methodik ihrer jüngsten Abhandlung gewarnt hätte: Mehrfach betont sie in der Einleitung, dass bestimmte von ihr zitierte bzw. bisweilen auch veränderte³ Quellentexte aus dem Leben Placidias nicht bekannt sind, etwa die Gedichte des Jahres 417 anlässlich der Hochzeit Placidias mit Flavius Constantius: „Once again a word of warning. We do not have the orations or poems that would have been delivered on so august an occasion, especially in the presence of the emperor. Nor do we possess the funeral orations that would have been composed in honor of either her dead child or her husbands. Applying a deductive method, I conjure the words that such situations would have generated to re-create the mood and the manners“ (S. 6).

Dennoch muss sich der Leser die Fragen stellen, welchen Wert eine solche Darstellung haben kann, und welche Konsequenzen dies mit sich bringt. Das Buch scheint sich an interessierte Laien sowie fortgeschrittene Studenten zu richten, was sich etwa an der Glossierung bestimmter Begriffe ablesen lässt (so erfährt man, dass Gallien heute Frankreich sei [S. 4] oder Ostia der Hafen Roms [S. 104]).⁴ Die Beantwortung der Frage, wie viel spekulative Kontextualisierung angemessen sei, ist zweifelsohne jedem selbst überlassen. Gerade in Anbetracht eines breiten Leserkreises muss jedoch mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass das mehrmalige Konstatieren eines lockeren Umgangs mit anderen, meist (aber nicht ausschließlich) zeitgenössischen Quellen nicht per se ausreichen kann, um zu verhindern, dass viele Leser nach der Lektüre ein verzerrtes Bild vom Leben Galla Placidias, von der dazugehörigen Quellenlage und ganz allgemein vom Weströmischen Reich im fünften Jahrhundert mitnehmen werden. Zu viel Ungeklärtes erscheint auf einmal ganz simpel. Selbstverständlich weist Sivan ihre Rekonstruktionen durchgängig als solche aus, trotzdem ist absehbar, dass gerade studentische Leser viele Einzelheiten aus Galla Placidias gleichsam mit Schere und Klebstoff fingiertem Leben als gesicherte Fakten auf-

3 In einem Widmungsgedicht Optatians (S. 128) beispielsweise wird ein männlicher Empfänger des Textes zu „our lady and mistress“ abgewandelt.

4 Sivan setzt diese Erläuterungen allerdings nicht konsequent um, so wird beispielsweise nicht erklärt, was die Unterschiede zwischen Orthodoxen und Arianern konstituiert. Letztere werden lediglich wenig hilfreich als Anhänger einer mit der Person von Arius von Alexandria verbundenen Häresie beschrieben (S. 17).

fassen werden.⁵ Befremdlich liest es sich dabei nur, wenn Sivan im Verlauf der Biographie eine offensichtliche Fiktion im Quellentext Olympiodors nun ihrerseits selbst anprangert (S. 56 bezüglich Olympiodorus, fr. 26)⁶; es scheinen also durchaus andere Standards zu gelten für antike Quellen und für die Autorin des hier besprochenen Werkes.

Das Buch ist in sieben Kapitel unterteilt, die großteils chronologisch an der Biographie der Protagonistin ausgerichtet sind. Das erste Kapitel, „A Wedding in Gaul (414)“ (S. 9–36), setzt, da das Geburtsjahr Placidias nicht bekannt ist, am Tag ihrer Hochzeit mit dem Gotenkönig Athaulf, dem Schwager und Nachfolger des 410 verstorbenen Alarich, ein. Dies wirkt sich auf die Struktur des Buches insofern etwas umständlich aus, als ein mit der Epoche weniger vertrauter Leser erst relativ spät überhaupt von der zentralen Bedeutung Mailands und Ravennas in der Spätantike erfahren wird (dies geschieht erst ab S. 158 am Ende des kurzen Buches). Die zwei Leitmotive der Studie zeichnen sich schon hier im ersten Kapitel ab: Das sind einerseits die bereits angesprochenen Rückgriffe auf von Sivan als geeignete Vergleichsbeispiele deklarierte andere Quellen – verbunden mit Mutmaßungen einer Historiographie à la „wie es hätte sein können.“ Dies sei an einem Beispiel demonstriert: Sivans Annahme, bei einem Hochzeitsgedicht auf die Eheschließung Athaulfs mit Placidia in Narbonne wäre sicherlich die Rede von Venus und Cupido gewesen, ist naheliegend und wahrscheinlich, sie ist freilich auch ein bisschen banal. Die Stadt Rom, in der Placidia aufwuchs, wäre Gegenstand dieses Hochzeitsgedichtes gewesen, wobei, so Sivan (S. 30–31), fraglich sei, ob Rom als Stadt von Romulus und Remus oder eher von Peter und Paul stilisiert

5 Diese Form der Schwarzmalerei scheint nicht ganz unbegründet. So enthält bereits einige Monate nach dem Erscheinen von Sivans Monographie der deutsche Wikipedia-Artikel zu Galla Placidia zahlreiche Spekulationen aus der kreativen Feder Sivans, die nun im Internet als harte Fakten präsentiert werden (beispielsweise dass Priscus Attalus ein Hochzeitsgedicht auf Athaulf und seine römische Frau verfasst hätte (bei Sivan [S. 21] findet sich, Olympiodor folgend, vorsichtiger lediglich: „In 414 these [sc. epithalamia and fescennine verses] were pronounced, perhaps even composed, by three men [...] [o]ne [of them], Attalus [...]“), vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Galla_Placidia (abgerufen am 15. Juni 2012). Freilich kann man die Autorin nicht für die unkritische Rezeption ihres Werkes verantwortlich machen, das Beispiel zeigt allerdings, dass Hagith Sivans Biographie der Galla Placidia solche Folgen eher nach sich ziehen mag als weniger spekulativ angelegte Biographien wie etwa V. Sirago: *Galla Placidia – la nobilissima*. Mailand 1996 (vgl. auch Ders.: *Galla Placidia e la trasformazione politica dell'Occidente*. Louvain 1961).

6 Sivan zitiert aus der Übersetzung von Roger Blockley und hat auch dessen Zählung der Fragmente übernommen, vgl. R. Blockley (Hrsg.): *The fragmentary classicising historians of the later Roman Empire: Eunapius, Olympiodorus, Priscus and Malchus*. 2 Bde. Liverpool 1981/1983 (= *Arca*. 6/10).

worden wäre. Derlei Gedankenspiele nun sind amüsant, und sie tragen sicherlich auch zu einem bunteren, detailreicheren Bild der Spätantike bei. Ihr historischer Wert bleibt jedoch zweifelhaft. Seltsam mutetet es dann aber auf jeden Fall an, wenn Sivan diskutiert, warum Placidias Halbbruder Honorius nicht bei der Hochzeit von Narbonne anwesend war – die Gründe liegen aus der Sichtweise des Kaisers, der das Vorgehen der Goten nicht legitimieren könnte, freilich auf der Hand. Honorius hätte aber auch, schreibt Sivan (S. 28), wenn er anwesend gewesen wäre (hierbei wird also die Vermutung auf ein ganz neues Niveau gehoben), ein trauriges Bild abgegeben, und zitiert ausführlich und wörtlich aus einer Beschreibung der Physiognomie des Kaisers. In vielen Texten des fünften Jahrhunderts suggerieren als wenig markant bis abstoßend gezeichnete Gesichtszüge eines Herrschers auch seine vermeintlich wenig markante Politik und generelle Schwäche (neben Honorius gilt dies in der Historiographie insbesondere auch für Arcadius oder Theodosius II.). Die von Sivan zitierte Darstellung entstammt nun aber gerade keiner antiken Quelle, sondern der Feder des viktorianischen Romanciers Wilkie Collins. Ob Honorius' Stirn nun wirklich niedrig und seine Lippen farblos waren, erschließt sich hieraus ebenso wenig wie der Wert dieses ausführlichen wörtlichen Zitates in einer wissenschaftlichen Biographie, die sich daneben an keiner anderen Stelle mehr mit Rezeptionsgeschichte beschäftigt. Die zweite Auffälligkeit von Sivans Biographie ist ihr Bemühen, dem Leser einen Einblick in die Psyche und Emotionen der Protagonistin zu vermitteln. Dies geht soweit, dass Mutmaßungen angestellt werden, ob Placidia sich als Braut Athaulfs im Gotenlager in Narbonne eher willig oder widerspenstig gab (S. 12). Über Sinn und Unsinn eines solchen psychologisierenden Unterfangens müssen an dieser Stelle keine Worte verloren werden.

Auf Hochzeiten folgten in Galla Placidias Leben oftmals Todesfälle: So ist das zweite Kapitel (S. 37–59) auch mit „Funerals in Barcelona (414–416)“ überschrieben; hier gewinnt aber das Gefühlsleben der frisch verwitweten Galla Placidia etwas zu sehr die Oberhand. Neben dem Gatten verstarb auch ihr Kind, Theodosius – von Hagith Sivan durchgängig „Theodosius III.“ genannt (erstmal: S. 49), nicht wenig verwirrend, denn selbst wenn dieser Sohn überlebt hätte, wäre es doch etwas überraschend, einen, wie Sivan selbst später feststellt (S. 147), halb-arianischen Halbbarbaren auf dem west- (oder gar: ost?)römischen Kaiserthron zu sehen.⁷ Viel wird gemutmaßt, wie groß Placidias Trauer über den Verlust des Kleinkindes war, und wie eine Grabrede die trauernde Mutter getröstet haben mag (S. 51). Sivan bedient sich nun Ambrosius' Grabreden auf Placidias Onkel, Valentinian II, und Vater, Theodosius I., als Folien für eine potentielle Ansprache, gehalten womöglich vom Bischof der Stadt Narbonne oder dem des gotischen Feldlagers. Es erscheint

7 Vgl. S. 59: „Had he lived, Theodosius III could have become potential heir to both Roman and Gothic crowns.“

fragwürdig, ob diese beiden ambrosianischen Texte, verfasst anlässlich des Todes von römischen Kaisern, wirklich als gute Anhaltspunkte dazu dienen können, wie die Grabrede auf einen Säugling aussah, von dem nicht einmal überliefert ist, ob er getauft wurde (S. 49). Nachdem Sivan ausbreitet, wie ein geschickter Redner in Narbonne Placidia als Helena, und das Kind als Constantin hätte stilisieren können, stellt sie fest, dass dies freilich in keiner Weise den Schmerz der Mutter gelindert haben mag (S. 54). Dies ist Grund genug, gleich ein zweites Register von potentiellen Grabredenvorlagen zu bedienen, nun wird ausführlich aus Texten des Paulinus von Nola etwa über den Verlust des Sohnes des Pneumatius und der Fidelis zitiert.⁸ Immerhin schließt sich damit in gewisser Weise ein Kreislauf von Spekulationen, diskutierte die Autorin doch einige Seiten zuvor, ob sich Placidia und Paulinus wohl 410 in Italien in gotischer Gefangenschaft getroffen haben mögen (46); dies belegende Quellen dazu gibt es freilich nicht.

Im Jahre 416 wurde Galla Placidia zu den Römern zurückgeschickt – bzw. gegen dringend benötigte Getreidelieferungen eingetauscht. Mit der Zeit von 417 bis 425 n. Chr. beschäftigt sich das dritte Kapitel, „The making of an empress“ (S. 60–93). Der Notiz Olympiodors (fr. 33) folgend, dass Placidia mit ihrer Verheiratung mit dem Heermeister Flavius Constantius nicht gänzlich einverstanden war, entwirft Sivan ein Panorama von alternativen Lebenskonzepten oftmals asketischer Natur, die ähnlich so bereits im ersten Kapitel angerissen wurden. Besondere Beachtung liegt dabei auf dem Status der spätantiken *univira* (S. 65). Nachdem die Quellenlage auch zu Placidias zweiter Heirat (im Januar 417) nicht sehr ergiebig ist, webt die Autorin auch hier wieder Vermutungen ein, etwa dass eine Hochzeit am 21. dieses Monats mit dem Festtag der Heiligen Agnes zusammengefallen wäre, welche ja auch entgegen den Willen ihrer Eltern die Ehe ablehnte, was ihr Martyrium bedingte, eine Option, die Placidia nicht offen stand (67). Auch wenn über die Stiftung von Sant’Agnese fuori le mura durch die Constantinstochter Constantina und deren daran angebautes Mausoleum Santa Constantina eine gewissermaßen familiäre Verbindung zum Kult der Heiligen Agnes bestand, so hat der Monat Januar freilich noch dreißig weitere Tage, und es wird nicht ersichtlich, welchen Sinn solche Gedankenspiele haben sollen. Solche Assoziationen wechseln sich auch in diesem Kapitel mit guten Gedanken ab, etwa wenn Sivan erörtert, wie durch die Hochzeitsfeierlichkeiten des Jahres 417 Galla Placidia für alle sichtbar wieder in den Schoß des theodosianischen Kaiserhauses re-integriert wurde (S. 69). Solch ein wichtiger Gedanke, dessen Ausarbeitung man sich erhofft, wird aber wieder geschmälert, steht er doch zwischen der eher peripheren Frage, ob Placidia bei der Hochzeit ähnliche Seidengewänder getragen habe wie auf der Hochzeit von Narbonne (ebenfalls S. 69) und kurz nach erneuten Vermutungen, welche Themen diesmal bei

8 Vgl. Paulinus von Nola, *carm.* 31, 1–6.

den Hochzeitsgedichten vorherrschend gewesen sein mögen (S. 68). Laut Olympiodor drängte Galla Placidia ihren Bruder im Jahre 421 dazu, ihren Ehemann, mit dem sie zwei Kinder hatte, zum *Augustus* zu erheben, dieser verstarb jedoch schon kurze Zeit später. Galla Placidia fiel kurz darauf in Ungnade, verlor ihren *Augusta*-Titel und suchte Zuflucht bei ihrem Neffen in Konstantinopel, Theodosius II., dem Sohn ihres Halbbruders Arcadius. Im August 423 verstarb Honorius und ließ das Westreich ohne Erben. Sicherlich auch als Reaktion auf die Usurpation des Johannes im Westen ernannte Theodosius II. Gallas Sohn Valentinian zum *nobilissimus* und verlobte ihn mit seiner einzigen Tochter Licinia Eudoxia. Ein Jahr später beförderte Theodosius den Valentinian zum *Caesar* und sandte ihn zusammen mit der inzwischen wieder zur *Augusta* erhobenen Galla Placidia und mit Flavius Ardabur Aspar zurück nach Italien, wo der sechsjährige Valentinian nach der erfolgreichen Einnahme Ravennas durch Aspar 425 dann sinnträchtig in Rom zum *Augustus* ernannt wurde.

Hier setzt Sivans viertes Kapitel „Restoration and Rehabilitation“ (S. 94–118) ein, das zuerst Placidias Handlungen als Regentin für Valentinian und ihre Einstellung zum Senat behandelt. Eine zentrale Rolle nimmt dabei die laut Sivan maßgeblich von Placidia betriebene Rehabilitierung des bereits seit fünfunddreißig Jahren verstorbenen älteren Nicomachus Flavianus ein (S. 97–100). Der zweite Teil dieses Abschnittes beschäftigt sich kursorisch mit der Stellung der Kaisermutter im Konflikt des Heermeisters Felix sowie des *comes Africae* Bonifatius mit deren Widersacher Aëtius, dem es gelang, bis 430 Felix auszuschalten und nach dem Bürgerkrieg gegen Bonifatius von der nun politisch-militärisch isolierten Galla Placidia zum obersten Heerführer eingesetzt zu werden (S. 104–110). Das Kapitel beschließen Überlegungen zur Stiftertätigkeit der Placidia – auch hier bieten sich freilich zahllose Vergleichsbeispiele anderer spätantiker Wohltäterinnen an, derer Hagith Sivan sich ausgiebig bedient. Hierbei neigt sie im Fließtext bisweilen zu Vereinfachungen: so wird an einer Stelle etwa das Trierer Elfenbein als eine über jeden Zweifel erhabene Darstellung der Pulcheria beim Adventus der Stephanusreliquien in Konstantinopel präsentiert, während die historischen und kunstgeschichtlichen Bedenken an dieser Interpretation nur in der weiterführenden Literatur der Fußnote Erwähnung finden (S. 112, FN 81). Kunstpatronage und Stiftertätigkeit bilden auch die Überleitung zum folgenden Kapitel, vor dessen Besprechung ein kurzer Verweis auf das Titelbild von Sivans Buch angebracht erscheint, denn hier findet sich nämlich eine ähnliche Herangehensweise: Es wurde ein Ausschnitt aus einem Zwischengoldglasmaedallion (heute in den Musei Civici, Brescia) mit der Darstellung einer Mutter mit ihren zwei Kindern gewählt. Die Familienszene wurde seit dem 18. Jahrhundert oftmals als Portrait Galla Placidias mit ihren beiden Kindern Honoria und Valentinian III. gedeutet. Die Erläuterungen dazu aber auf der Buchrückseite bezeichnen das

Artefakt nun mit dem gänzlich unüblichen und missverständlichen Namen „The Crucifix of Galla Placidia“, ohne dass im Buch auf dieses Kreuz oder auf dessen ziemlich ungesicherte Darstellungszuschreibung verwiesen wird.

Als Valentinian 437 volljährig wurde, war der Einfluss seiner Mutter im Westreich durch das Vorgehen des Aëtius bereits erheblich verringert, Hagith Sivan spricht allerdings, ohne dies wirklich mit Quellen belegen zu können, von Placidia als einer „dominant figure at the court for a dozen years“ (S. 120), auch wenn sich weite Bereiche des Reichteiles unter der Kontrolle nicht-römischer Stämme befanden. In Thessaloniki fand im gleichen Jahr die Hochzeit zwischen Valentinian III. und Licinia Eudoxia statt, bei der Galla Placidia vermutlich nicht zugegen war (S. 122). Sie zog sich mehr und mehr zurück und verbrachte ihren Lebensabend in Rom, wo sie im Jahre 450 starb. Es nimmt nicht wunder, dass nun im fünften Kapitel zum nunmehr dritten Mal spekuliert wird, welche Inhalte die Hochzeitsgedichte in Thessaloniki gehabt haben mögen (S. 121–122). Mit „A Bride, a Book, and a Pope (437–438)“ ist Hagith Sivans interessanteste Spekulation überschrieben (S. 119–141). Sie geht dabei von der Annahme aus, Theodosius II. hätte Valentinian III. als Hochzeitsgeschenk eine Abschrift des *Codex Theodosianus* überreicht. Dass dessen Publikation in die Zeit der Hochzeit fällt, und dass er 439 auch im Westreich verbreitet wurde, ist nicht in Abrede zu stellen. Man sollte hier freilich, wenn überhaupt, nur metaphorisch von einem „Hochzeitsgeschenk“ sprechen. Hagith Sivan baut nun allerdings auf dieser e i n e n selbstentworfenen Hypothese eine z w e i t e auf: Wenn ein Codex das (physisch-existente) Geschenk des Brautvaters an den Bräutigam war, so m u s s in dieser Logik dessen Mutter natürlich auch einen Codex an die Braut, Licinia Eudoxia, verschenken. Sivan postuliert nun, dass der sog. Ashburnham-Pentateuch, eine der ältesten illustrierten Bibelhandschriften, eben jenes Hochzeitsgeschenk der Galla Placidia darstelle (S. 128–141). Eine kunsthistorische Widerlegung dieses an sich sehr reizvollen Vorschlages übersteigt die Expertise des Rezensenten; es sei allerdings angemerkt, dass besagte Handschrift in bisherigen Studien frühestens in das späte 6. Jahrhundert datiert wurde – Hagith Sivan bleibt den Lesern eine auf kunsthistorischen, kodikologischen oder paläographischen Argumenten fußende Neudatierung auch schuldig, wenngleich gerade diese hier hätte erbracht werden müssen.⁹ Dass ihre Ausführungen, auch Julian habe von Eusebia in Gallien Bücher geschenkt bekommen, ihre Vermutungen nicht sonderlich bekräftigen können, ist sich Sivan bewusst (S. 127). Dennoch wird

9 In jüngster Zeit hat sich Dorothy Verkerk eingehend mit dem Ashburnham Pentateuch beschäftigt, ihre Monographie (*Early Medieval Bible illumination and the Ashburnham Pentateuch*. Cambridge 2004) bietet eine Synthese dieser Forschungen. Während Verkerk zwar mit Rom einen bisher nicht in die Diskussion eingebrachten Entstehungsort postuliert, ändert sich allerdings nichts bezüglich der Datierung weit nach dem Tod Galla Placidias.

erneut auf der Basis einer doppelten Hypothese versucht, historische Glaubhaftigkeit zu erzeugen; eine Methode, die mehr als bedenklich ist: Valentinian III. habe von Theodosius II. eine Sammlung von Menschen verfasster Gesetze erhalten, folglich muss Placidia ihrer Schwiegertochter eine Sammlung göttlicher Gesetze, also das Alte Testament,¹⁰ schenken. Dieses Präsent sei mit seinen Buchmalereien ein ideales Geschenk für eine Braut gewesen, präsentiere es doch eine „astonishing ubiquity of women“ (S. 130). Auch dies ist schwer nachvollziehbar. In Sivans Aufstellung zu den Illustrationen stehen drei Frauen (Eva, Hagar, Rebekka) einer deutlichen Überzahl an Männern gegenüber (Adam, Kain, Abel, Abraham, Lot, Abimelech, Isaak, Abrahams Diener, Jakob, Esau, Laban, Joseph, dessen Brüder, Moses, Aaron, Pharao) (S. 129–130). Auch das Argument Sivans, in den lateinischen Bilderklärungen spielten Frauen eine dominierende Rolle („Women, women everywhere.“ – S. 131), lässt sich entkräften, denn die einzige Beischrift, in der eine weibliche Figur tatsächlich Subjekt des beschreibenden Satzes ist (in allen anderen Fällen sind Frauen das grammatikalische Objekt), lautet ironischerweise „Rebecca operitur pallio“. Dadurch, dass die Autorin weder Angaben macht, auf welche Folioseiten sie sich bezieht, noch der Publikation irgendwelche Abbildungen des Ashburnham-Pentateuchs beigelegt sind, wird ein Nachvollziehen von Sivans Thesen zusätzlich erschwert. Vergleicht man allerdings beispielsweise die Abbildung von Abraham, Rebekka und Isaak (Genesis 24) auf fol. 21r, der Folioseite, die Sivan am ausführlichsten diskutiert, so muss man sich die Frage stellen, ob Hagith Sivans Interpretation nicht viel zu weit geht: „In the animated Genesis 24 women are as central as, paradoxically, the camels that dominate both corners of the folio. The latter represent the “orient,” a remote and exotic terrain, complementing the projection of women’s perpetual foreignness.“

Im letzten Kapitel, „Between Rome and Ravenna (438–450)“ (S. 142–169) finden sich kaum mehr Informationen zu Placidia; großen Raum nimmt die Umbettung des Leichnams ihres Sohnes Theodosius (hier wieder durchgängig als Theodosius III. bezeichnet) von Barcelona nach St. Peter in Rom ein. Nicht sonderlich überraschend schließen sich einmal mehr Überlegungen zur Thematik der zu diesem Anlass gehaltenen Reden an. Den Titel eines Unterkapitels „Time for reflection?“ (S. 147) macht sich auch Sivan zur Maxime und bringt diverse Themenbereiche, etwa die Bedeutung der Heermeister oder Placidias Einstellungen zum Papsttum oder den Senatoren, noch einmal zurück in den Focus der Untersuchung, die dann abschließend auf den Skandal

10 Es scheint als gesichert, dass der Ashburnham-Pentateuch eine christliche Handschrift darstellt, insofern mag dies eine Wortklauberei sein, aber dass Hagith Sivan den Text kontinuierlich als „Torah“ bzw. „Hebrew Bible“ anstelle als „Altes Testament“ bezeichnet, ist eigentlich nicht korrekt (vgl. etwa S. 127 oder 133).

der Honoria schwenkt (S. 153–158), wobei jedoch Placidias Rolle als treibende Kraft von Sivan nur angenommen (S. 156), nicht aber mit Quellen belegt werden kann. Das Kapitel endet mit Ausführungen zur Bedeutung Roms und Ravennas in der Spätantike, die sich vielleicht gleich zu Anfang des Buches besser ausgenommen hätten (S. 158–169).

Auch das Schlusswort, in dem Sivan gegenwärtige positivistische Geschichtsschreibung zum fünften Jahrhundert kritisiert,¹¹ enthält Vermutungen, wie eine Grabrede, diesmal die für die 450 gestorbene Placidia, hätte ausgesehen haben können, denn auch diese ist nicht erhalten. In rezenten Monographien zum fünften Jahrhundert sei Galla Placidia oftmals nur in Fußnoten erwähnt, so Sivan, was sicherlich zurecht bedauernswert ist. Die Stilisierung der Placidia, die allerdings durch Sivan in diesen nicht ganz 200 Seiten vorgenommen wurde, übersteigt allerdings an vielen Stellen die nötige Objektivität. Es ist auffällig, dass Sivan uns mit dieser Methodik auch nur eine mächtige und generell „gute“ Herrscherin präsentiert. Die in den wenigen Quellen bisweilen auftretenden negativen Bemerkungen über Sivans Protagonistin werden so dann auch als eine Art Verschwörung der (so gut wie ausschließlich männlichen) Quellenautoren dargestellt. Wenn Hagith Sivan nun aber von Olympiodor die große Trauer der Galla Placidia über den Tod des ersten Mannes und ihres Sohnes als glaubwürdiges Zeugnis übernimmt, so müsste sie auch deutlicher darlegen, warum sie dann den Inzestvorwürfen des gleichen Schriftstellers an Placidia und ihren Bruder nicht nachgeht (fr. 38; S. 88). Überhaupt ließe sich auf Basis der gleichen, wenigen Quellen mit einer ganz ähnlichen Methode auch eine ganz andere Biographie der Galla Placidia als Xanthippe des fünften Jahrhunderts entwickeln: Berichtet doch Olympiodor, dass Flavius Constantius, der zweite Ehemann, ein lebensfroher und vergnügter Mensch war, aber eben nur bis er Placidia heiratete (fr. 23 und 37; S. 85–86). Zosimus (5, 38) erwähnt, Galla Placidia hätte ihre Zustimmung zur Hinrichtung ihrer Ziehmutter Serena gegeben, das passt ähnlich schlecht in ein positives Bild wie ihre bei Olympiodor überlieferte explizite Anweisung, einen Magier namens Libanius hinrichten zu lassen (fr. 36; S. 83). Und statt schöner Lieder von Cupido und Venus mag man vielleicht bei der Hochzeit die zotigen Vergil-Centonen des Ausonius rezitiert haben. Sicherlich erscheint dagegen das von Hagith Sivan gezeichnete Bild glaubwürdiger, die Methode aber, mit der sie zu diesem Bild gelangt, ist fragwürdig.

Insgesamt ergiebiger als Sivans Narrative nehmen sich die Fußnoten aus: Hier finden sich auch durch die offensichtliche Begabung der Autorin, ganz unerwartete, interessante Parallelen zu anderen antiken Texten und modernen Forschungsansätzen zu ziehen, zahlreiche Verweise, die eine wirkliche Bereicherung der Forschung darstellen. Schade ist aber, dass diese Fußnoten vom

11 Hier nennt sie explizit F. Elia: *Valentiniano III*. Catania 1999 (= *Studi e ricerche dei Quaderni catanesi* 3) sowie D. Coulon: *Aetius*. Villeneuve-d'Ascq 2003.

Lektorat offensichtlich nicht bearbeitet wurden. Neben einem umständlichen und bisweilen holprigen Englisch finden sich zahlreiche Rechtschreibfehler gerade in deutschen und italienischen Literaturangaben, auch wird oftmals auf einen einzelnen Gedanken nur mit „passim“ und der Literaturangabe einer ganzen Monographien verwiesen. Dem Text schließen sich drei schöne Karten, ein chronologischer Abriss der Epoche sowie ein Stammbaum und zahlreiche Abbildungen von Münzbildern der historischen Protagonisten an (bereits mit Constantin I. beginnend). Es ist schade, dass auf dieses Material an keiner Stelle im Text verwiesen wird; dass einige Abbildungen des Ashburnham-Pentateuchs die Abhandlung deutlich bereichert hätten, wurde bereits angemerkt. Insgesamt ist Sivans Publikation über Galla Placidia eine durchaus interessante Lektüre, aus der Spezialisten zweifelsohne innovative Ansätze und Denkanstöße ziehen können, ein breites Publikum gerade aus studentischen Kreisen dürfte aber durch die Sprunghaftigkeit der Narrative sowie durch die bedenkliche Methodik mehr als nur verwirrt sein.

Konstantin M. Klein, Bamberg
konstantin.klein@uni-bamberg.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)
